

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 33

Illustration: "Und nun würde ich gerne noch eine sechste Meinung hören"
Autor: Handelsman, John Bernard

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

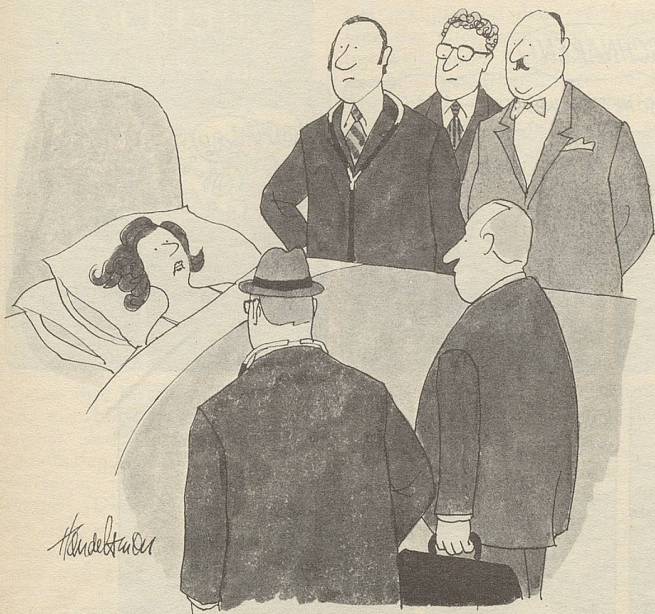
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«Und nun würde ich gerne noch eine sechste Meinung hören.»

Mund, und übrigens bist du auch zu dick.» Die Kleine steht starr. Lautlos rollen grosse Tränen über das runde Gesichtchen, fallen auf den gestreiften Pulli, die braunen Jeans, auf die Füsse, die eben noch «das Kleid» zum Schwingen brachten. Sie ist vieles gewohnt von den Brüdern und auch vom Vater. Sie ist vieles gewohnt, derbe Spässe und Neckereien. Sie glaubt nicht mehr alles. Nicht mehr, dass die traurigen Geschichten alle wahr sind. Sie nimmt die Schnüre von den Puppenhälsen. Die Buben haben damit Marionetten gespielt. Gegen diese neue, ungeheure Prophezeiung aber hat sie keine Kraft mehr zur Verteidigung. Das Weinen aus dem Kinderzimmer schneidet nachts ins Herz der Mutter. In all den langen Jahren, bevor der Nachzügler sich anmeldete, hat sie sich stolz als Bubenmutter gefühlt. Ihr Mann wünschte eine zackige Erziehung, harte Schule. «Es ist ein Mädchen.» Sie erinnert sich, wie sie sich bei diesem Ruf als Hebamme mit einem Ruck aufrichtete, um sich selber vom unerwarteten Glück zu überzeugen. Sie hatte sich gefreut, dass die weibliche Note in der Familie Verstärkung bekam. Sie freute sich auch über das feine Gemüt, die fraulichen Züge, die unbeeinflusst und ungesteuert spürbar wurden, diesen Hang zum Hüten und Umsorgen, das Erbarmen, die Mütterlichkeit, die Bereitschaft zum Verzeihen, alle diese Anlagen, die den seltsamen Zauber eines kleinen Mädchens ausmachen. Da war nun dieses warmherzige, aufnahmebereite Geschöpf, das sie so oft im

Austausch der Rollen an die Bedeutung der Fraulichkeit erinnerte und das keinen anderen Wunsch hatte, als Frau und Mutter zu werden.

Plötzlich hat sie das Bedürfnis, ihre kleine Tochter an sich zu drücken. Im Kinderzimmer ist es inzwischen still geworden. Die Mutter wagt nicht, die Deckenbeleuchtung einzuschalten. Im Scheine der Taschenlampe sieht sie ihr Mädchen daliegen, das Brautkleid über die Decke gebreitet und im Arm den grossen Teddybären mit einer Stoffblume im Halsband. Also hat es doch noch einen Bräutigam gefunden.

Vor dem Einschlafen denkt die Mutter an die vielen Reden von Frauenbefreiung und Gleichberechtigung. Es wird sich nichts ändern. Heute und auch in ferner Zeit wird immer irgendwo ein kleines Mädchen über ein hartes Wort weinen: «Dich will keiner.»

Annemarie

Aktuell

Man hatte sich so gut daran gewöhnt und erachtete es als selbstverständlich, dass Hochkonjunktur herrschte und jede Arbeitskraft gebraucht wurde. Nun knistert es im Wirtschaftsgebälk. Das Gespenst der Arbeitslosigkeit lauert vor der Tür. Was die junge Generation nur vom Hörensagen kannte – und gar nicht hören wollte –, bedroht gerade sie: keine Arbeit – kein Geld.

Aber schon meldet sich eine weitverbreitete Zeitschrift mit echtem Trost, wenigstens für die Frau. In einem Artikel über die

Emanzipation lesen wir: «Der arbeitslose Mann nützt der Gesellschaft wenig und wird oft als Störenfried auftreten, während die arbeitslose Frau durch die Gründung und Betreuung einer Familie wertvolle Dienste leisten kann.»

So einfach werden Probleme gelöst. Sicher warten in unserem Lande Hunderttausende von unverheirateten Männern nur darauf, von zarter Hand in die Ehe geführt zu werden. Auch Frauen, die zwar noch eine Ehe schliessen, mit der Gründung einer Familie jedoch ihres fortgeschrittenen Alters wegen einige Mühe haben könnten, brauchen sich keine Sorgen zu machen. Als Tagesmütter ausgebildet können sie den Müttern kleiner Kinder zur alleinseligmachenden Selbstverwirklichung verhelfen und damit wertvolle Dienste leisten. Für einmal haben es die Frauen wirklich besser als die Männer, denn Arbeitslosigkeit ist für sie kein Problem.

Es könnte höchstens die Schwierigkeit auftauchen, dass amänd doch einige Frauen vorig blieben: die überschüssigen. Aber wie ich unsere Männer kenne, wird sich keiner weigern, für zwei Frauen aufzukommen, wenn diese nur das Feld auf dem Arbeitsmarkt räumen.

Wir brauchen also nur die simultane Polygamie einzuführen (die sukzessive ist bereits legalisiert – auch in der AHV), um wieder getrost in die Zukunft blicken zu können. Gesellschaftsveränderungen sind an der Tagesordnung. Was zögern wir noch? Jacqueline

Die Teil-Aerzte

In grauer Vorzeit, als ich jung war, kursierte die Geschichte von Bartli, der zum Doktor ging, weil ihm der linke Fuss weh tat. Als der Arzt zum Vergleich den rechten Fuss ebenfalls besichtigen wollte, soll der Bartli gesagt haben: «Nenei, däm fählt nüt. Dä hani nid gwäsche.»

Heute ist es genau umgekehrt. Wenn ich dem Arzt das linke Bein zeige, will er ums Verworggen das rechte nicht auch noch ansehen. (Nicht dass Sie nun etwa denken, mein rechtes Bein sei so dick und hässlich, dass ihn das grosse Grausen ankomme; nein, nein, die Gründe liegen viel tiefer.) Erstens hat er keine Zeit, und zweitens ist die eventuelle Krankheit am rechten Bein ein klarer Fall für den Spezialisten. Ja, diese Spezialisten!

Alljährlich muss ich zum Frauenarzt zur Kontrolle, obwohl mir nichts Frauliches fehlt. Aber wehe, ich überspringe ein Jahr. Dann tönt es: «Eine Frau in Ihrem Alter sollte unbedingt...» und ... «wenn etwas passiert, sind Sie ganz selber schuld», und was der beängstigenden Dinge mehr sind.

Wenn ich schon beim Arzt bin, möchte ich ihm meine kleinen Ge-

bresten doch auch gerade melden. Die Verdauung hapert, und an der linken grossen Zehe spinnt der Nagel. Nun leidet ein normaler Mensch natürlich nicht gerade an zwei Orten zu gleicher Zeit. Aber bitte, ich leide eben. Also wage ich, während mein «Gebiet für Frauenärzte» begutachtet wird, schüchtern die Verdauung zu erwähnen. Wissen Sie, was der gelehrte Schüler Hippokrates' mir darauf antwortet? «Ihre Verdauung ist mir noch lange gut genug.» Jetzt gesellt sich zu meinen sonstigen Gebresten noch die Atemnot vor lauter Empörung. Den spinnenden Zehennagel verschweige ich; denn sonst bekäme ich ein Adressenblatt mit Fusspezialisten in die Hand gedrückt.

Zwar hat es noch hie und da Allgemeinpraktiker, wenn auch dünn gesät und neuerdings mit dem schönen Titel «FMH für allgemeine Krankheiten» geschmückt, damit sie nicht allzu sehr von ihren Spezialistenkollegen abfallen. Aber ihre Wartezimmer sind dermassen überfüllt (warum wohl, liebe Herren Spezialärzte?), dass man die Nebenspalter mindestens dreier Jahrgänge auswendig weiss, bis man drankommt. So opfere ich denn eine Ferienwoche, um für meine Wehwehchen all die Spezialisten aufzusuchen, die, jeder mit Scheuklappen bewehrt, der speziellen Krankheit ganz genau auf den Grund gehen und sie zugegebenermassen bestens kurieren.

Weshalb ist wohl das Spezialistentum (auch) unter den Aerzten so grosse Mode? Am höheren Honorar liegt es auf keinen Fall. Denn wer Arzt wird, der tut dies aus Berufung und fragt dem schnöden Gelde keinen Deut nach – oder?

Ruth K.

Heho

*E mänge weiss leider das nonig:
s Tessin isch e wärmeri Wohnig,
Voll Sunne und Glanz.
Erhol Di dert ganz!
Statt immer nur Gombi, mal Honig!*

Hansrudolf Mauch, Aarau

ETT

6500 Bellinzona 1